

Zur Verantwortung der Friedens- und Konfliktforschung

Autobiographische Anmerkungen

von

Gert Krell

Langfassung für die Website

8.12.2014

(mit kleinen Ergänzungen vom 9.10.2015 und 19.9.2016)

Dr. Gert Krell, emeritierter Professor für Internationale Beziehungen im Fachbereich
Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main
Privatadresse: Gert Krell, Im Langgewann 37, 65719 Hofheim
Internet-Auftritt: www.gert-krell.de

Inhalt

1. Zum Auftrag der Friedensforschung
2. Konflikte in der Friedensforschung
 - 2.1 *Die feministische Herausforderung*
 - 2.2 *Der Pazifismus-Streit*
3. Innerer und äußerer Frieden

Annex: Motivationen und Identifikationen

Literatur

Abkürzungen:

AFK	Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung
HSFK	Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (in Frankfurt a.M.)
IB	Internationale Beziehungen
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
NS	Nationalsozialismus

1. Zum Auftrag der Friedensforschung¹

In einer Nachbetrachtung zum Gaza-Krieg vom Sommer 2014 schreibt Alexandra Senfft, eine Autorin und Publizistin mit den Schwerpunkten Nahost und transgenerationelle Folgen des Holocaust (vgl. etwa Senfft 2007, 2009 und Bunzl/Senfft 2008):

Jeder Mensch hat das Recht auf persönliche Sicherheit, und das gilt für die Israelis ebenso wie für die Palästinenser. Der einzige Weg aus der Sackgasse ist deshalb, sich gerecht für beide Seiten einzusetzen. Mit Antisemitismus, antiisraelischen Gefühlen, Muslimfeindschaft oder Schuld- und Schamgefühlen wegen der Shoah hat das nichts zu tun. Wer das nicht begreifen will und aus Eigeninteresse oder historischer Befangenheit keinen Standpunkt bezieht, der beiden Kontrahenten gerecht wird, beteiligt sich selbst am Nahostkonflikt – ob bewusst oder unbewusst (Senfft 2014: 19).

Für eine(n) Friedens- und Konfliktforscher(in) sollte beides selbstverständlich sein: (1) das Beziehen eines Standpunkts und (2) eines solchen, der beiden oder mehreren Konfliktparteien gerecht wird. Das ist freilich keineswegs so einfach, wie es sich liest oder anhört; und am Konflikt beteiligt wird man so oder so – es sei denn, man entzöge sich jeder Diskussion, was nicht nur mit journalistischer oder pädagogischer, sondern auch mit jeder wissenschaftlichen Tätigkeit, mit Friedensforschung allemal unvereinbar wäre.

Am genannten Beispiel lassen sich typische Erfahrungen mit solchen Beteiligungen aufzeigen – die ja von Deutschland oder Österreich aus gesehen mit den realen Verwicklungen der tatsächlich vom Konflikt Betroffenen nichts zu tun haben und sich im Vergleich dazu auf ungefährlichem diskursiven Terrain bewegen. Beginnen möchte ich mit den Zensurversuchen eines übereifrigen Mitarbeiters einer staatlich geförderten Zeitschrift in Deutschland bei einem Aufsatz von mir über „Die USA, Israel und der Nahost-Konflikt“. Der Zensor wollte unter allen Umständen jeden Schein von Anstößigkeit gegenüber Israel oder den USA vermeiden. Hier in der Sache im Detail zu kontern, war schon bei der nächsthöheren Ebene erfolgreich. Schwieriger waren Auseinandersetzungen mit Vertretern der Konfliktparteien selbst. Aus der Fachliteratur ist bekannt, dass Selbst- und Fremdwahrnehmung in ethnischen Konflikten (und nicht nur dort) fast diametral auseinanderfallen; typische Haltungen sind „self-white-washing“ und „other-maligning“ (dazu van Evera 1994).² So kam einmal eine ältere Dame nach einem Vortrag zum genannten Thema nach vorn und meinte zu mir, in der West Bank sei „alles in Ordnung“. Da es bei der Friedensgruppe, die mich eingeladen hatte,

¹ Für Anregungen und Kritik bin ich Martin Altmeyer, Lothar Brock, Bruno Schoch, Dieter Senghaas, Eva Senghaas-Knobloch und vor allem Peter Schlotter zu Dank verpflichtet. An einigen Stellen greife ich auf Passagen aus Krell (1994a) zurück.

² Steven Pinker berichtet von sozialpsychologischen Experimenten, die zeigen, dass selbst in fiktiven einfachen Alltagskonflikten mit einer gewissen Ambivalenz Menschen, die einen Konflikt mal aus der Täter-, mal aus der Opferrolle möglichst objektiv beschreiben sollen, die jeweiligen Auseinandersetzungen in beiden Rollen im Vergleich zu neutralen Beobachtern mit der gleichen Intensität, aber in entgegengesetzter Richtung verzerren. Wir neigen offenbar dazu, unsere eigene Aggressivität zu verleugnen (vgl. Pinker 2011: 488-497).

später auch einen schriftlichen Protest gegen meine „Einseitigkeit“ gab, sah ich mich veranlasst, eine ausführliche kommentierte Dokumentation aus relevanten israelischen und internationalen Quellen über die Lage der Menschenrechte im Westjordanland zusammen und der Friedensgruppe zur Verfügung zu stellen (Krell 2011). Es ergaben sich freilich auch Möglichkeiten, entschieden zugunsten Israels zu argumentieren, so z.B. anlässlich des unsäglichen „Gedichts“ von Günter Grass über die israelische und die iranische Nuklearrüstung (vgl. Krell/Müller 2012).

Was die andere Konfliktpartei angeht, so fallen mir kontroverse Diskussionen mit einer palästinensischen Theatergruppe ein, die in einem Gymnasium in der Nachbarschaft ein beeindruckendes Stück aufführte. Auch hier trafen die Zuschauer in der anschließenden Diskussion auf die feste Überzeugung, die eigene Seite sei nur Opfer und nicht auch Täter. Als jemand die jungen PalästinenserInnen auf die Raketen hinwies, die Hamas und andere Gruppen regelmäßig/unregelmäßig nach Israel „schicken“, meinte eine SchauspielerIn wütend, die rissen doch nur Löcher in den Himmel! Das sehen auch „linke“ Israelis, und zwar inzwischen nicht mehr nur die, die im Süden leben, ganz anders.

Aus Berichten über Dialogseminare zwischen israelischen und palästinensischen Jugendlichen in Deutschland ist bekannt, wie überrascht und irritiert sich die jüdische Seite oft zeigt über die heftige Feindseligkeit, die ihr anfangs von den PalästinenserInnen entgegenschlägt. Das liegt in erster Linie an der Besatzung und der kontinuierlichen Landnahme, von deren konkreten alltäglichen Gewalttätigkeiten, Demütigungen und Behelligungen zu viele Israelis zu wenig wissen oder wissen wollen (dazu eindringlich Shulman 2007, Zertal/Eldar 2007, Zang 2010 oder Breaking the Silence 2012). Auf dieser Ebene ist der Konflikt in der Tat hochgradig asymmetrisch. Was sowohl die Analyse als auch die Verständigung weiter erschwert, ist eine Asymmetrie in anderer Richtung auf einer zweiten Ebene, der zwischen Israel und einer größeren immer noch vielfach feindseligen arabischen bzw. islamischen Umwelt. Beides miteinander zu vermitteln und auszugleichen, ist bisher bekanntlich nicht gelungen. Das liegt nicht nur an der mangelnden Flexibilität der israelischen Führung und der sie tragenden expansionistischen nationalistischen und national-religiösen politischen Kräfte, sondern auch an den religiös-fundamentalistischen Aufladungen des Konflikts im Islam, den anhaltenden Vernichtungsdrohungen und der antisemitischen bis eliminatorischen Rhetorik bei militanten Akteuren auf der arabischen bzw. muslimischen Seite bis hinein in Teile der Hamas und der politischen Führung des Iran. Die Prüfung, ob und in welcher Hinsicht ein Konflikt symmetrisch, asymmetrisch oder gar auf verschiedenen Ebenen in unterschiedlichen

Richtungen asymmetrisch ist, gehört also ebenfalls zu den Kriterien verantwortungsbewusster Friedensforschung.

Was die eigene Befangenheit angeht, so kann die Friedensforschung bei diesem Thema die mit dem Holocaust verbundenen Schuld- und Schamgefühle nicht ausklammern, sie muss sie mit reflektieren.³ Nicht nur deutsche KonfliktforscherInnen bekommen diesen Zusammenhang ohnehin von beiden Seiten präsentiert, als Antisemitismus-Vorwurf (von jüdisch-israelischer Seite) oder als Vorwurf einer „occupation of the mind“⁴ (von palästinensischer Seite). Unter der Erblast der NS-Verbrechen sind beide als Gefährdungen real und resultieren beide aus einem Bedürfnis nach Entlastung:⁵ so einerseits eine teilweise verständliche, wenn auch der Problematik des Konflikts und den langfristigen Interessen Israels gegenüber nicht immer angemessenen Zurückhaltung aus Angst, Juden gegenüber erneut schuldig zu werden (wie in der offiziellen deutschen Politik), andererseits eine verräterisch überbordende Kritik in Meinungsumfragen, die phasenweise über 50% Zustimmung zu der Aussage ergeben, was Israel mit den Palästinensern mache, unterscheide sich nicht wesentlich von dem, was die Nazis mit den Juden gemacht hätten.⁶

Die Verantwortung für eine gerechte Analyse von Konflikten galt natürlich auch für die Auseinandersetzung mit dem Ost-West-Konflikt und der Rüstungsdynamik, die in den siebziger und achtziger Jahren mit im Zentrum der Arbeit deutscher FriedensforscherInnen stand. Typisch auch hier die „dichotomische Konfliktperzeption“ bzw. „asymmetrische Interpunktion von Ereignisketten“, wie es in der Fachsprache heißt. Beide Seiten nahmen für sich in Anspruch, ihre Rüstung sei lediglich eine Antwort auf die Rüstung des Gegners. Um zu begreifen, dass es nicht um Aktionen der anderen und eigene Reaktionen ging, sondern um *Interaktion*, musste man einen Standpunkt außerhalb der Konfliktparteien einnehmen. Doch auch beim Modell des „Sicherheitsdilemmas“⁷ gibt es u.U. Komplikationen: Es gilt ja *nur dann*, wenn beide Seiten *tatsächlich* keine offensiven politischen oder gar militärischen Ab-

³ Das zeigt schon das z.T. sehr fragwürdige Verhältnis vieler „68er“ zu Israel in den sechziger und siebziger Jahren. Zur (mangelnden) Aufarbeitung *dieser* deutschen Vergangenheit vgl. Altmeyer (2007a) und (2007b), der die unheilvolle Mischung von antikapitalistisch-antikolonialen Selbstgewissheiten mit einem in seinen Quellen unbegriffenen Antiamerikanismus und einem als Solidarität mit den geknechteten Völkern verkleideten Judenhass in der damaligen Linken aufs Korn nimmt.

⁴ Damit sind spezifisch deutsche Denkblockaden gegenüber dem Nahost-Konflikt zugunsten Israels gemeint.

⁵ Ich selbst bin in diesem Punkt verwundbar, denn meine beiden Eltern waren als Schüler und Studierende überzeugte und politisch aktive Nationalsozialisten. Ich weiß aber von heutigen Studierenden, dass es auch in den jüngeren Generationen teilweise eine große Angst vor dem Antisemitismus-Vorwurf gibt. Diejenigen, die ihn wirklich verdienen, haben diese Angst in der Regel nicht.

⁶ Zur Erblast des Holocaust im historischen Dreieck zwischen Deutschland, dem Zionismus bzw. Israel und der arabischen Seite vgl. Krell (2008).

⁷ Sicherheitsdilemma heißt kurz gefasst: ohne die Rückversicherung durch eine übergeordnete Autorität fehlt immer die letzte Sicherheit über die Gefährlosigkeit der Machtpotenziale der anderen Seite.

sichten verfolgen. Umgekehrt gilt es *auch dann*, wenn beide Seiten zwar *aktuell* keine offensiven Absichten haben, aber nicht sicher ist, ob sich das nicht kurz- oder mittelfristig ändert.⁸

Ein wichtiger Unterschied zum Nahost-Konflikt, der in der Regel erst später in den Horizont der Friedensforschung geriet, bestand beim Ost-West-Konflikt darin, dass die deutschen Forscher und Forscherinnen in diesem Fall selbst zeitgenössische Angehörige der einen der beiden großen Konfliktparteien waren. Der Vorwurf der Gefährdung der Sicherheit durch die kritische Rüstungs- und Militärforschung ließ dann auch nicht lange auf sich warten.⁹ Umgekehrt zeigten sich Teile der Friedensbewegung enttäuscht von Forschungen, die nicht ihrer Sicht der Dinge entsprachen. So war eine Studie, die 1982 auf dem Höhepunkt der Kontroverse über die „Nachrüstung“ erschien, auf breiter Quellengrundlage zu dem Ergebnis gekommen, (1) dass die „Nachrüstung“ keineswegs, wie vielfach unterstellt, Deutschland von den USA aufgezwungen worden war – eher war das Gegenteil der Fall; (2) dass die Sowjetunion tatsächlich in relevanten Bereichen der Rüstung in Europa, und zwar auch bei den Mittelstreckenraketen, zumindest quantitativ deutlich überlegen war und (3) dass das offensive Verteidigungskonzept der Sowjetunion ein objektives Problem für die Sicherheit bzw. militärische Stabilität in Europa darstellte (Krell/Schmidt 1982). Kein Wunder, dass der eine oder die andere Bekannte aus der Friedensbewegung von einer „Skandalstudie“ sprach. Andererseits hatten die Autoren nicht nur die Bedrohtheitsvorstellungen des Westens, sondern auch die der Sowjetunion ernst genommen, die Risiken *beider* Militärstrategien diskutiert und eingeräumt, dass die sowjetische Offensivdoktrin ausreichend historisch sowie geostrategisch und konservativ-herrschaftspolitisch begründet werden konnte und nicht unbedingt Ausdruck offensiver Absichten gegenüber dem Westen sein musste.¹⁰

Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts war im Rückblick selbstkritisch zu fragen, ob nicht nur die sehr kleine Gruppe derjenigen Friedens- und KonfliktforscherInnen, die dezidiert für den realen Sozialismus Partei ergriffen hatte, vor einem großen intellektuellen Scherbenhaufen stand, sondern auch, ob nicht die im weiten Sinne liberale Mehrheit die Entwicklungsmöglichkeiten des Sozialismus zu positiv eingeschätzt und dargestellt hatte. Hatte nicht die

⁸ In der angelsächsischen Fachsprache wird dieses Problem als „shadow of the future“ bezeichnet.

⁹ Auf US-amerikanischer Seite hat Jeffrey Herf die interne deutsche Kritik an der „Unzuverlässigkeit“ der Friedensforschung, die angeblich die Friedensbewegung gegen die offizielle Sicherheitspolitik mobilisierte, zu einer Verschwörungstheorie über die gesamte Linke einschließlich Willy Brandts gegen die NATO verdichtet (Herf 1986 mit den Kritiken von Harald Müller, Matthew Evangelista und mir).

¹⁰ Im Vorwort zu dieser Studie hieß es: „Friedensforschung kann sich von der Gesellschaft und von einzelnen Gruppen Anregungen für ihre Fragestellungen geben, nicht aber ihre Ergebnisse vorschreiben lassen. Wir glauben, dass gerade in einer Zeit wachsender Anforderungen und wachsender Kritik an der Friedensforschung unsere Aufgabe darin besteht, durch die (möglichst) unvoreingenommene Aufklärung über Sachverhalte mit dazu beizutragen, dass Krieg unwahrscheinlicher wird“ (Krell/Schmidt 1982: 12f.).

von vielen FriedensforscherInnen kritisierte traditionalistische Interpretation am Ende doch recht behalten, die von Anfang an die Hauptursache für den Kalten Krieg im gewaltsam durchgesetzten und aufrecht erhaltenen Machtanspruch der KPdSU sah? Damit war keineswegs die „Politik der Stärke“ von der Geschichte rehabilitiert. Der militarisierte Antikommunismus, so jedenfalls damals eine These von Ernst-Otto Czempiel, die er nicht erst seit den revolutionären Veränderungen Ende der achtziger/Anfang der neunziger Jahre vertrat, hatte ganz im Gegenteil dazu beigetragen, diese Konfliktursache zu verdecken, die Konfliktformation auszuweiten und damit über ihre Zeit am Leben zu halten.

Beiden (oder mehreren) Konfliktparteien gerecht zu werden, kann also nicht (nur) heißen, beide zu verstehen und die Logik ihres Handelns nachzuvollziehen, also eventuell beide gleichermaßen in Schutz zu nehmen oder sogar zu entschuldigen. Für das „gerecht werden“ muss es einen Maßstab geben, an dem die Legitimität der wechselseitigen Ansprüche, Deutungen und Aktionen gemessen werden kann. Bei der Berücksichtigung von Asymmetrien geht es damit nicht nur um die Machtverhältnisse in einem Konflikt, sondern auch um Recht und Gerechtigkeit. Modellhaft sind alle Verteilungen von 50:50 bis 100:0 auf einer gedachten vergleichenden Legitimitätsskala möglich. Der Zweite Weltkrieg ist wahrscheinlich das bekannteste Extrem, obwohl es auch hier auf vielen Feldern gemischte Verteilungen gegeben hat und auch die Alliierten Kriegsverbrechen begangen haben. Die kodifizierten Menschenrechte und das Völkerrecht können helfen, den Maßstab für Legitimität in Konflikten zu finden, aber auch sie bieten nicht immer selbstverständliche Lösungen; einmal wegen der Konkurrenz schutzwürdiger Güter, zum anderen wegen der Kontamination des Rechts durch die Mächtigen, die sich der Rechtsdurchsetzung widersetzen oder ihr im Wege stehen.

Der aktuelle Konflikt um die Ukraine mag die Problematik verdeutlichen. Auch hier reicht der Verweis auf die üblichen polarisierten Selbst- und Fremdwahrnehmungen nicht aus. Und auch hier gehen, wie so oft, die Expertenmeinungen selbst in der Friedensforschung auseinander. Gewiss spielt auch in diesem aktuellen Konflikt zwischen „dem“ Westen und Russland das Sicherheitsdilemma eine Rolle, aber – wie so oft – wird es auch hier von „echten“ Konfliktfaktoren überlagert. Die meisten Analysen, aber bei weitem nicht alle, konzedieren zwar eine Mitschuld „des“ Westens an der krisenhaften Entwicklung, sehen das Hauptproblem jedoch in der Rückkehr der russischen Politik zum Autoritarismus verbunden mit einer patriotischen Renationalisierung und antiwestlichen Reideologisierung. Das äußert sich u.a. in einer aktiven bis expansionistischen Geopolitik, die an historische imperiale Bezüge gegenüber den osteuropäischen Nachbarn anknüpft, und in einer hemmungslos einseitigen und verlogenen Propaganda über die staatlichen Medien nach innen wie nach außen. Besonders verstörend

sind Affinitäten des nationalistischen Diskurses im (weiteren?) Umfeld Putins zu deutschen Diskussionen und Positionen der zwanziger und dreißiger Jahre.¹¹

Die nüchterne Analyse dichotomischer Wahrnehmungen und realer Asymmetrien in Konflikten lässt sich also in der Gesamtbewertung und bei den politischen Empfehlungen nicht von ethischen oder (völker-)rechtlichen Maßstäben trennen. Zu diesen Maßstäben gehört in Europa die Charta von Paris, mit der sich unter den teilnehmenden Staaten auch die damalige UdSSR am 21. November 1990 zu den Menschenrechten, zum Gewaltverzicht, zur Demokratie und zur Rechtsstaatlichkeit bekannt hat; außerdem zum Recht der Staaten, ihre „sicherheitspolitischen Dispositionen“ frei zu treffen. Wenn sich Bundeskanzlerin Angela Merkel im November 2014 darüber beklagt, dass Russland zur überholten Politik der Einflusssphären zurückgekehrt sei, dann hat sie damit Recht und Unrecht zugleich. Unrecht, weil natürlich auch der Westen einschließlich Deutschlands ein Interesse daran hat, seinen Einfluss und den Einzugsbereich seines Wertesystems auszuweiten. Aber sie hat Recht damit, dass der Westen das, jedenfalls in Europa, in größerer Übereinstimmung mit den gemeinsam verabredeten Prinzipien tut als Russland, das sich zunehmend davon entfernt und nicht zuletzt deswegen im Anspruch seiner Nachbarn auf freie Bündniswahl eine Bedrohung sieht.

2. Konflikte in der Friedensforschung

Der Anspruch einer substanziellen und den involvierten Parteien gerecht werdenden Analyse, nach Möglichkeit verbunden mit Empfehlungen für deeskalierende Handlungsanweisungen oder intellektuellen bzw. sogar praktischen Vermittlungsversuchen bezieht sich nicht nur auf die Konflikte anderer Individuen bzw. Gruppen oder auf Staaten, er muss auch für Konflikte in der Friedensforschung selbst gelten. Die Öffentlichkeit geht davon aus, dass FriedensforscherInnen Spezialisten für Konfliktanalyse und Konfliktlösung sind. Konflikte in der Friedensforschung vertragen sich nicht mit dieser Erwartung, und Überschriften wie z.B. „Kleinkrieg in der Konfliktforschung“ wecken ähnliche Assoziationen wie Berichte über Scheidungen bei Familientherapeuten. Aber dass es Konflikte auch in der Friedensforschung gibt, dass Expertinnen und Experten für Feindbilder gelegentlich selbst Feindbilder haben oder Rüstungskontrollforscher manchmal von ihren eigenen Verpanzerungen nichts wissen, ist evident und zugleich trivial. Problematisch für die Glaubwürdigkeit der Friedens- und Konfliktforschung werde es aber, so Reiner Steinweg in einem Projektantrag, wenn Grundregeln friedlicher Konfliktaustragung, die wir für die internationale Ebene, für das Verhalten anderer

¹¹ Bei aller Ernüchterung über die Zukunft der europäischen Sicherheitsordnung entwickeln Dembinski/Schmidt/Spanger (2014) eine besonnene Strategie.

ausgemacht zu haben glaubten, leichtfertig oder unbemerkt außer Kraft gesetzt würden, wenn wir selbst betroffen seien (Steinweg 1992: 2). Das Problem soll hier am Beispiel der feministischen Herausforderung und am Pazifismus-Streit angesprochen werden.

2.1 Die feministische Herausforderung

Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts erreichten in der zweiten Hälfte der achtziger und der ersten Hälfte der neunziger Jahre feministische Ansätze, die sich international schon in vielen Fachgebieten etabliert hatten, auch die Friedensforschung in Deutschland. Ein Ausgangspunkt der Kritik war die Diskriminierung in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in den Instituten. Die gut bezahlte Kopfarbeit machten überwiegend Männer, die schlecht bezahlte Handarbeit Frauen; fast alle Führungs- und Leitungspositionen, auch in den Organisationen der Forschungsförderung, waren mit Männern besetzt. So dauerte es nicht lange, bis es zu heftigen Auseinandersetzungen um die Förderung feministisch orientierter Forschungsprojekte kam, was eine Tageszeitung genüsslich mit der schon erwähnten Überschrift „Kleinkrieg in der Friedensforschung“ kommentierte (taz vom 5. Dezember 1991, S. 11).

Aber es ging nicht nur um Chancengleichheit für die Frauen, sondern auch um den „Vorrang männlichen Denkens“ und damit den Vorwurf einer „einseitig männlichen Wissenschaft“. Das bezog sich auf zwei Dimensionen: einmal die fehlende Berücksichtigung der Frauen, ihrer Leistungen wie ihrer Benachteiligung und ihrer Opfererfahrungen in Politik und Gesellschaft und in den internationalen Beziehungen in verschiedenen für Friedens- und Konfliktforschung relevanten Bereichen; auch das war offensichtlich und unbestreitbar.¹² Die Schmerzgrenze der männlich dominierten Friedensforschung wurde erreicht, wenn Patriarchatskritik und Kriegs- oder Militäranalyse zu einer *grand theory* über die Verantwortung für Krieg und Frieden zusammengeführt wurden.

So bezeichnete Astrid Albrecht-Heide in einem Beitrag für die Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK) das „moderne männliche Subjekt“ als „friedensunfähig“ (Astrid-Heide 1993: 186). Ute Volmerg hatte in ihrem viel beachteten Aufsatz „Sag mir wo die Frauen sind! Oder: Friedensforschung, eine männliche Wissenschaft?“ vorher schon argumentiert, in allen Kriegen der Vergangenheit hätten die Frauen zu den Opfern gehört, egal auf welcher Seite sie lebten; historisch und gesellschaftlich gesehen seien die Täter- und Opferrollen geschlechtsspezifisch verteilt. Und weiter hieß es bei ihr, das

¹² Ein Versuch, dieses Defizit exemplarisch aufzuarbeiten, war der HSFK-Report über „Gewalt gegen Frauen und die Menschenrechte“ (Krell/Wölte 1995).

was als zentraler Gegenstand der Friedensforschung gelte, sei die Bedrohung des Friedens durch das, was Männer sich zu seiner Sicherung ausgedacht hätten (Volmerg 1987: 210).

Aus solchen anstößigen Anstößen hat sich auch in der deutschen Friedensforschung und Politikwissenschaft eine sehr lebendige Debatte entwickelt,¹³ in der Essenzialisierungen wie *die Frauen* oder *die Männer*, *das Militär* oder *der Krieg*¹⁴ ebenso zurückgenommen, abgeschwächt oder differenziert wurden wie Polarisierungen in Täter (= Männer) und Opfer (= Frauen) oder „kriegerische Männer“ und „friedfertige Frauen“. Ich selbst habe argumentiert, dass die IB-Theorie einschließlich des Realismus, der *bête noire* nicht nur vieler Feministinnen, weit weniger maskulinistisch oder bellizistisch ist, als die Kritik suggeriert. Man kann den Realismus teilweise sogar als eine programmatische friedfertige Alternative zu destruktiven Varianten von männlich dominierter und von Frauen gestützter Politik begreifen (dazu Krell 1996: 167-172). Zentrale Fragestellungen in der feministisch orientierten Gender-Debatte oder auch in der kritischen Männerforschung beziehen sich nach wie vor (1) auf die Asymmetrie in der Gewalt zwischen Männern und Frauen, (2) auf geschlechtsspezifische Affinitäten zur Gewalt bzw. zum Frieden,¹⁵ und (3) auf die Kontroverse darüber, ob der Krieg oder seine Vorbereitung „nur“ geschlechtsspezifisch organisiert werden (so für die preußisch-deutsche Geschichte Wette 2011, für Israel Klein und für die DDR Eifler, beide in Davy/Hagemann/Kätzel 2005) oder ob das Geschlechterverhältnis, insbesondere die verbreitete personale, strukturelle und kulturelle Gewalt gegen Frauen selbst eine Kriegsursache ist. Vieles deutet darauf hin, dass Gesellschaften, in denen Frauen die gleichen Rechte wie Männer haben und gute „weibliche“ Werte von beiden Geschlechtern genauso geschätzt werden wie gute „männliche“, nicht nur gerechtere, sondern auch friedlichere Gesellschaften sind (vgl. dazu vor allem Hudson/Ballif-Spanvill/Caprioli/Emmett, 2014).

Ob die Friedensforschung der feministischen Herausforderung gerecht geworden ist, kann man durchaus bezweifeln. Das Genderthema friste gerade in der deutschen Friedens- und Konfliktforschung nach wie vor ein Randdasein, es stehe und falle mit wenigen engagierten Wissenschaftlerinnen – die in einigen Fällen auch noch eher der Politikwissenschaft oder der

¹³ Siehe etwa die Übersichten von Harders/Ross (2002), Davy/Hagemann/Kätzel (2005) oder Wisotzki (2011).

¹⁴ Auch eine feministisch-pazifistische Theorie kann die Problematik nicht ignorieren, die ein bekannter Song wie folgt auf den Begriff gebracht hat: „Bad Boys, Bad Boys, What Are You Gonna Do When They Come For You?“ Einige Feministinnen haben daraus geschlossen, dass man die Last der Verteidigung nicht allein den Männern, die ja nicht alle „bad boys“ oder gleichermaßen „bad“ boys sind, aufbürden sollte, und Millionen von Frauen haben das in konkreten Situationen auch nicht getan. Als eines von vielen Beispielen vgl. die literarische Dokumentation der Nobelpreisträgerin Alexijewitsch (1989).

¹⁵ Als Beispiele für dem eigenen Geschlecht gegenüber kritische Beiträge vgl. die Texte von Mathis, Kretzer und Zdunek in Harders/Ross (2002) und Kätzel in Davy/Hagemann/Kätzel (2005) bzw. Ducat (2004) oder Kimmel (2013).

Soziologie allgemein zuzurechnen sind (G.K.) –, was vermutlich auch an einem Mangel an institutioneller Verortung und systematischer Förderung liege, schreibt Simone Wisotzki in der schon genannten Übersicht (2011: 303; optimistischer noch Birckenbach 2005). Auch sei ein echter Dialog mit dem „Mainstream“ der Friedens- und Konfliktforschung bislang nicht zustande gekommen. Das mag *auch* an den feministisch orientierten Forscherinnen liegen, hat aber doch wohl mehr mit der Zurückhaltung des „Mainstream“ zu tun. Nach meiner eigenen groben Einschätzung haben sich nicht mehr als ein halbes Dutzend männliche Friedens- und Konfliktforscher ernsthaft auf die feministische Herausforderung eingelassen; die dominierende Tendenz ist wohlwollende oder skeptische Zurückhaltung.

Dabei wäre in solchen Dialogen auch für Männer durchaus eine Menge zu holen, und zwar intellektuell wie persönlich. Zum Patriarchat und seinen asymmetrischen, d.h. polarisierenden und hierarchischen Zuweisungen von Macht, Lebens- und Empfindungswelten gehört auch, dass Männer nicht lernen, sorgsam mit ihrer „besseren Hälfte“, nämlich ihrem Innenleben, umzugehen; sie kennen es oft gar nicht. Viele Männer (aber nicht *nur* Männer) finden ihre Persönlichkeit im Image der Stärke, der Entschlossenheit, der Furchtlosigkeit und der Kontrolle. (Als Studienobjekte dazu empfehle ich George Bush jr. oder Wladimir Putin.) Im alltäglichen Extremfall wird das, was Mann als so fremd empfindet, über Projektion nach außen abgewehrt und zerstört, in der Gewalt gegen Frauen, Ausländer, Behinderte, Homosexuelle, Juden, Russen oder andere Feinde.¹⁶

In den Curricula der Studiengänge für Friedens- und Konfliktforschung kam die Gender-Thematik lange Zeit nicht explizit vor (vgl. Zoll et al. 2010).¹⁷ Vielleicht versteckte sie sich unter der einen oder anderen Oberkategorie, aber sie hätte ein eigenes Modul oder eine andere Form garantierter Aufmerksamkeit verdient. Immerhin: die feministisch orientierte Friedens- und Konfliktforschung hinterlässt Spuren: Einführungen und Übersichten zum Fachgebiet (oder zu den IB) integrieren vielfach ihre Fragestellungen und Ergebnisse, und auf den Jahrestagungen der AFK und in ihren Publikationen ist das Thema präsent. Der Anteil der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen in den Instituten hat sich deutlich erhöht, die Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) hat sogar eine Auszeichnung für die Förderung des weiblichen Nachwuchses bekommen; was allerdings nicht heißt, dass damit automatisch Gender-Perspektiven gestärkt würden.

¹⁶ Es geht beim Thema geschlechtsspezifische Gewalt für Friedensforscher und andere Männer nicht darum, den Frauen etwas entgegenzuhalten, worauf sie schon längst selbst gekommen sind. Es geht darum, aus der Übersetzung der feministischen Herausforderung etwas über männliche Gewalt *und* männliches Leiden und damit über Möglichkeiten der gemeinsamen Emanzipation zu erfahren.

¹⁷ Der genannte Artikel spiegelt sicher nicht mehr den aktuellen Stand.

2.2 Der Pazifismus-Streit

Psychologisch orientierte FriedensforscherInnen weisen darauf hin, dass die Arbeit am Frieden eine erhebliche unbewusste Verführung darstellt, die eigenen destruktiven Impulse anzuregen bzw. von der eigenen Destruktivität abzulenken. Dieser Dualismus von Verführung und Verleugnung kann sich bei der Beschäftigung mit der äußeren Gewalt in zwei unterschiedlichen Formen niederschlagen. Zum einen in einer heimlichen Affinität zu Militär und Krieg. Das ist eher in der „männlichen“ Friedensforschung zu beobachten, vor allem bei den Kollegen, die die Grenzüberschreitung zur Sicherheitspolitik nicht scheuen. Das Problem hat Ute Volmerg einmal wie folgt beschrieben:

(...) wer sich jahrelang mit Panzern, Raketen, Atombomben, chemischen und biologischen Waffen, U-Booten, Weltraumrüstungen, Strategieplänen (...) beschäftigt (...), kann das nur unter Abspaltung seiner/ihrer Gefühle, seiner/ihrer Betroffenheit, oder er/sie müsste verzweifeln. (...) Das ist der Preis, der Friedensforschung auf diesem Gebiet abverlangt wird, eine tägliche Übung in Verdrängung, Beherrschung, Nicht-Realisierung des Grauens. (...) Die Tatsache, dass es gelingt, sollte nicht als selbstverständlich hingenommen werden, vielmehr zu der Frage Anlass geben, was die psychischen Kosten dieser dauernden Konfrontation sind (Volmerg 1987: 206).

Der genannte Dualismus kann sich aber auch in einer besonders heftigen Distanz zu den Institutionen manifestieren, die (angeblich) allein für Krieg und Gewalt verantwortlich sind, wie *der Staat, die Politik, das Militär, das Patriarchat, die Rüstungsindustrie oder der Kapitalismus*. Diese Problematik lässt sich eher im Radikalpazifismus und in der Friedensbewegung beobachten. Für den Pazifismus der Weimarer Zeit ist jedenfalls belegt, dass er bei aller couragierten Arbeit in einer feindlichen Umwelt viel Kraft in militanten internen Auseinandersetzungen vergeudet und damit auch politisches Kapital verspielt hat.

Eine ähnliche Polarisierung wiederholte sich in der AFK nach dem Ende des Ost-West-Konflikts. Die Frage sogenannter humanitärer Interventionen entzweite nicht nur *Die Grünen*, die daran zu zerbrechen drohten, sondern auch die Friedensforschung, zum Teil sogar die Friedensbewegung. Schon fast vergessene Kontroversen um kollektive Sicherheit gegebenenfalls auch durch militärische Zwangsmaßnahmen versus unbedingter Antimilitarismus brachen wieder auf. Hartwich Hummel und Martin Grundmann sprachen in der Einleitung für einen Sammelband der AFK von einer „verunsicherten Friedensforschung“, für die der Nuklearpazifismus seine bisherige konsensstiftende Bedeutung verloren habe. Die friedenspolitische Auseinandersetzung habe zu einer unüberwindlich scheinenden Polarisierung geführt, in der sich idealtypisch zwei Positionen gegenüberstünden: der Radikalpazifismus, der militärische Gewaltanwendung grundsätzlich ablehne, und ein „relativer Pazifismus“, der das Recht auf Notwehr und die Pflicht zur Nothilfe auch mit militärischen Mitteln betone. Die AFK als institutionalisierte Gemeinschaft der Friedens- und Konfliktforschung könne dem neuen Pazifis-

mus-Streit nicht entgehen, obwohl sie vielleicht länger als andere Bereiche der friedenspolitischen Öffentlichkeit am Mythos eines pazifistischen Konsenses festgehalten, sich jedenfalls zunächst nicht einer produktiven Auseinandersetzung mit der Interventionsdebatte jenseits von Aus- und Abgrenzungen gestellt habe (Hummel/Grundmann 1998: 9).¹⁸

Der Konflikt in der AFK eskalierte, als Ulrike Wasmuht auf der Jahrestagung im Frühjahr 1997 in einem Einführungsvortrag über den „dritten Richtungsstreit“ in der Friedensforschung, für den sie Texte und Befragungen verschiedener KollegInnen ausgewertet hatte, die Kontroverse dokumentierte und analysierte (Wasmuht 1998).¹⁹ Da sahen sich die „relativen Pazifisten“ dann mit Vorwürfen konfrontiert wie: die Mitarbeiter in den staatlich finanzierten Friedensforschungsinstituten seien „in einer subtilen Weise bestochen“ oder wollten durch bestimmte Forschungsergebnisse ihre Arbeitsplätze sichern. Ein Kollege aus den neuen Bundesländern, der jahrelang die offizielle marxistische DDR-Doktrin vom gerechten sozialistischen Krieg mit vertreten hatte, warnte vor einer moralischen Diskreditierung der Friedensforschung. Ein weiterer Friedens- und Konfliktforscher bezeichnete Wissenschaftler in der HSFK und in anderen Instituten gar als „Rauchfleischtypen – 80 % Friedensfleisch und 20 % Kriegsspeck“ und warnte vor „unsauberen“ Vermischungen in der Friedensforschung. Die „Rauchfleischtypen“ nannte er Opportunisten, die ihren Kopf und ihr Herz schlafen legten. Er wünschte sich also einen reinen, von „Opportunisten“ gesäuberten Pazifismus.²⁰

Der AFK-Vorstand bemühte sich, den endgültigen Bruch zu vermeiden, und unter der Leitung von Reiner Steinweg, der sich gut in gewaltfreier Kommunikation auskennt, haben einige der Kontrahenten auf einer kleinen Tagung u.a. mit Hilfe eines gespielten Rollentauschs versucht, miteinander ins Reine zu kommen. Ich habe diese kleine Tagung auf der persönlichen wie auf der intellektuellen Ebene immer als etwas Besonderes empfunden, weil sie mir zu zeigen schien, wie Spannungen zwischen „Realos“ und „Fundis“ unter wechselseitiger Anerkennung fruchtbar gemacht werden können. Integration und Identitätsbildung würden dann in einem dialogisch-dialektischen Prozess entstehen.²¹ Tatsächlich fanden in weiteren Gesprächen oder

¹⁸ Lothar Brock zeigt in einem Überblick über Diskurse in der deutschen Friedensforschung zum Thema Krieg und Gewalt, dass sie auch auf der Sachebene immer wieder „in den Krieg verstrickt“ war (Brock 2009). So gab es z.B. in der Frühzeit der AFK viel Unterstützung für gewaltsame Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt, und zwar auch von Kollegen, die später entschieden gegen den „relativen Pazifismus“ Stellung bezogen haben.

¹⁹ Für eine detaillierte Beschreibung des Konflikts in der AFK und seiner Auflösung mit namentlichen Zuordnungen siehe Krell (1998).

²⁰ In diesem Zusammenhang ist auch von Interesse, dass ein international sehr bekannter und renommierter (nicht-deutscher) Friedensforscher einen meiner Kollegen, der sich 1992 auf einer Podiumsdiskussion für eine Stationierung von UN-Blauhelmen in Bosnien-Herzegowina unter UN-Mandat aussprach, unter dem Beifall eines großen Teils der dort versammelten GRÜNEN als „Braunhelm“ und damit – in Analogie zu den „Braunhelfern“ – als Nazi diffamiert hat.

²¹ Zu Vermittlungsversuchen, die auch die Gemeinsamkeiten zwischen unbedingtem und bedingtem Pazifismus betonen, vgl. Krell (1994a) und (1994b).

Korrespondenzen auf der Sach- und auf der Beziehungsebene Klärungen statt, wurde der eine oder andere Vorwurf ausgeräumt oder zurückgezogen.²² Und auch dort, wo grundsätzliche Auffassungsunterschiede in der heiklen Gewaltfrage fortbestanden, blieben vielfach Respekt, ja Zuneigung möglich. Aktuell ist als Tendenz zu beobachten, dass es radikalpazifistische Positionen aufgrund realer politischer und militärischer Entwicklungen immer schwerer haben sich zu behaupten, die „relativen“ Pazifisten ihrerseits aber zurückhaltender werden, selbst wenn sich gute Gründe zugunsten humanitärer Interventionen finden lassen (vgl. etwa Gromes/Dembinski 2013, Hoppe/Schlotter 2014 oder Rudolf 2014).

3. Innerer und äußerer Frieden

Friedensforschung ist der Versuch professioneller Weltverbesserung. Diese Charakterisierung, die in den siebziger Jahren noch von Kritikern eher abschätzig benutzt wurde, trifft ihr Selbstverständnis ganz genau. Zwar ist die direkte Nachbarschaft zur medizinischen oder therapeutischen Beratung und Betreuung nur bei wenigen Kolleginnen oder Kollegen gegeben; für die Mehrzahl steht nicht die Arbeit mit einzelnen konkreten Menschen, sondern die Analyse der Konflikte von Kollektiven im Vordergrund. Auch in einer solchen Arbeit bleibt es jedoch nicht bei einem bloß intellektuellen Interesse. Was macht der Beruf oder die Berufung mit den FriedensforscherInnen, die sich ohnehin als politisch engagierte WissenschaftlerInnen verstehen; wie verhalten sie sich selbst zum Frieden, inwieweit sind sie „zu-frieden“? Oder spiegelt sich etwa auch in der Friedensforschung die „organisierte Friedlosigkeit“ (Dieter Senghaas) individuell oder kollektiv in unbewussten bzw. unreflektierten Verhaltensweisen oder Argumentationen?

Wie ÄrztInnen werden auch FriedensforscherInnen die Grenzen ihrer Bemühungen immer wieder deutlich vor Augen geführt.²³ Auch die PsychotherapeutInnen sind häufig nicht viel weiter als ihre PatientInnen; sie müssen sich letztlich auf deren Selbstheilungskräfte verlassen, die sie freilich anregen und ermutigen können. Darf die Friedensforschung die Grenzen ihrer Fähigkeiten angesichts immer neuer kollektiver Regressionen zugeben? Würde das nicht von außen als Eingeständnis der Inkompetenz ausgelegt, intern als Tabubruch gewertet? Das Thema lässt sich anhand der aktuellen Weltordnungsproblematik verdeutlichen.

²² Umso mehr war ich enttäuscht, als Ekkehart Krippendorff in seiner faszinierenden Autobiographie von 2012 den Korruptionsvorwurf gegenüber den „relativen“ Pazifisten wiederholt hat (vgl. dazu Krell 2013: 157-159).

²³ ÄrztInnen haben bekanntlich eine überdurchschnittlich hohe Selbstmordrate: Einer Metastudie zufolge liegt sie bei Ärzten 1.3-3.4, bei Ärztinnen sogar 2.5-5.7-mal höher als bei vergleichbaren Nichtmedizern. Die depressive Symptomatik liegt ebenfalls signifikant höher als in der Allgemeinbevölkerung. Die genannten Grenzerfahrungen sind eine wichtige, aber nicht die einzige Ursache dafür. Meine Quelle ist www.thieme.de/viamedici/arzt-im-beruf-aerztliches-handeln-1561/a/suizidalitaet-bei-medizern-4467.htm (25. November 2014).

Wenn die sich weiter globalisierende Welt allen Menschen ein auskömmliches Leben sichern soll, dann müssten wir „die Hunde des Krieges an der Leine halten, die Klimasprünge meistern und eine Energierevolution durchziehen,“ und – so könnte man ergänzen – die Finanzmärkte dauerhaft stabilisieren, und das alles möglichst gleichzeitig (so Morris 2012, das Zitat 586). Aber die Hunde des Krieges sind von der Leine oder die Leinen viel zu locker: In Europa beteiligt sich Russland an Bürgerkriegen im Vorfeld seines alten Imperiums, zeichnet sich eventuell sogar ein neuer Kalter Krieg ab; im Nahen und Mittleren Osten droht neben dem chronischen israelisch-palästinensischen Konflikt eine neue totalitäre Herausforderung und möglicherweise ein dreißigjähriger Krieg um Religion, Macht und Staatlichkeit mit globalen Auswirkungen. Manche Autoren sprechen sogar schon von einem neuen Weltkrieg in veränderter Form; im Selbstverständnis des radikalen Islamismus ist sein Kampf letztlich genau das. In und um Süd-, Südost- und Ostasien ist die Gefahr eines Krieges zwischen Großmächten, vielleicht sogar eines Nuklearkrieges, nicht zuverlässig gebannt. Der Kohleverbrauch wächst weltweit, die Wetterextreme nehmen zu, die Pol- und die Grönlandgletscher schmelzen unwiderruflich ab und das Casino-Karussell der Finanzspekulation dreht sich munter weiter (vgl. Krell/Schlotter 2014: 22).

Vieles spricht dagegen, dass die erforderlichen strukturellen Veränderungen in ausreichendem Umfang und rechtzeitig vorgenommen werden. Und doch werden der Friedensforscher/die Friedensforscherin, die in ihrem eigenen Leben an dieser Problematik aktiv und passiv teilhaben und selbst nicht einfach aussteigen können, auch wenn sie getrennt Müll sammeln, weniger oder langsamer Auto fahren, keine Billighemden oder -blusen kaufen, für Dritte-Welt-Projekte spenden und keine Hassgefühle gegenüber radikalen Islamisten entwickeln bzw. deutlich zwischen Islam und Islamismus unterscheiden, es als ihre Pflicht betrachten, Strategien zu entwerfen, mit denen grundlegende Kurskorrekturen einzuleiten wären. Die Lösung für den Balanceakt zwischen Realität und Utopie kann nur sein, in der Aneignung konkreter, aber auch komplizierter und kontroverser Materien die aufklärerischen Intentionen und Möglichkeiten gegen den Ohnmachtsimpuls durchzuhalten, ohne dem Wunsch nach handlichen Rezepten nachzugeben.

Wolfgang Schmidbauer hat schon vor längerer Zeit typische Formen der Wechselwirkung zwischen Berufsarbeit und Privatleben bei professionellen Helfern beschrieben, die in Ansätzen und mit den entsprechenden Übersetzungen auch in der Friedensforschung zu finden sind: Opfer des Berufs, Spaltung, Perfektionismus und Piraterie (Schmidbauer 1992). Als ein noch relativ harmloses Beispiel für das Thema *Opfer als Beruf* sei das Seminarprogramm eines geschätzten Kollegen genannt, der zusätzliche Sitzungen ankündigte, um den Stoff bewältigen

zu können. Der Friede erfordere schließlich eine besondere Anstrengung, hieß es dort unter anderem. In der Tat: wie kann man der alltäglichen Ausbeutung, Erniedrigung oder Unterdrückung von Millionen Menschen in der Welt, dem Massenelend von Gewalt oder Krieg und der Schädigung der Natur ohne Selbstausschöpfung, ohne Größenwahn und ohne Überlast von Verantwortungsgefühlen „Herr“ werden?²⁴ Wie aber wenn der Friede nicht eine besondere Anspannung zur Bewältigung der Außenwelt, sondern eine besondere Entspannung, ein In-Sich-Gehen, eine nicht nur intellektuelle Suche nach einem möglichen Zusammenhang zwischen Weltzerstörung und Selbstzerstörung brauchte?

Mit *Spaltung* ist in „Helfen als Beruf“ die Trennung zwischen professionellem Habitus gegenüber den Klienten und dem Ausleben aggressiver und regressiver Bedürfnisse im Privatleben gemeint. In der Friedensforschung ist es die schon genannte Differenz zwischen der in vielen Schriften niedergelegten Programmatik und dem eigenen Verhalten im beruflichen (und privaten) Alltag. Wie dieser Spaltungsprozess ablaufen kann, habe ich im Abschnitt über den Pazifismus-Streit schon beschrieben. Der *Perfektionismus* ist die Kehrseite der Spaltung, das heißt der Versuch, im praktischen Leben dem Ideal zu entsprechen, das die berufliche Rolle zu fordern scheint. Die Kluft zwischen dem Anspruch und der weniger idealen Realität muss verleugnet werden, weil die Kränkung des Selbst, das Eingeständnis der Unzulänglichkeit gerade auf dem Gebiet, auf dem man „zu Hause“ ist, zu groß wäre. Wie viele FriedensforscherInnen, wie viele Institute lassen sich im Bedarfsfall auf Konfliktberatung ein?²⁵

Piraterie oder *Freibeuterei* schließlich ist der Missbrauch des Berufs für das geschützte Ausleben eigener Defekte. Als dramatisches Beispiel in der Psychotherapie nennt Schmidbauer den sexuellen Missbrauch von Klientinnen. In der Friedensforschung sind Formen des Missbrauchs des Berufs in der Regel harmlos, gleichwohl nicht nur privat, sondern möglicherweise auch politisch relevant. Geben wir vielleicht unter dem Markenzeichen Friedensforschung, das uns freispricht, unserer eigenen heimlichen Faszination an Macht und Gewalt nach und laufen wir deshalb der tristen Seite der Realität hinterher, anstatt Geschichte und Gegenwart theoretisch wie praktisch positiv gegen den Strich zu bürsten? Oder übersehen wir andersherum Hindernisse, die zu optimistischen Friedenshoffnungen entgegenstehen, vielleicht weil – auch mit uns selbst – nicht sein kann, was nicht sein darf? Varianten dieses

²⁴ In den frühen siebziger Jahren war eine immer wiederkehrende Fantasie, ich könnte wie ein Gott mit einer Handbewegung die Bomber vom Himmel über Vietnam wischen. Diese Fantasie war nicht ganz so unschuldig, wie sie sich gibt; sie hatte sehr wahrscheinlich auch mit der eigenen Biographie zu tun: der Zerstörung Darmstadt, wo meine Eltern bei den schweren Luftangriffen in der Nacht vom 11. auf den 12. September 1944 beinahe umgekommen wären.

²⁵ ÄrztInnen haben eine besondere Scheu, sich bei persönlichen Problemen KollegInnen anzuvertrauen (siehe Fußnote 23).

„Missbrauchs“ könnten eine Art „professionelle Deformation“ sein, die sich in überheblichen (vor)schnellen Deutungen oder in der Anmaßung äußert, immer die richtige Lösung für die Probleme anderer zu haben, anstatt ihre Sichtweisen zu integrieren, wenigstens ernst zu nehmen; oder die Entwicklung einer zynischen Haltung aus Enttäuschung darüber, dass einem das Thema Frieden nicht die positiven Erfahrungen gebracht hat, die man sich von ihm erhoffte.

Christian Büttner hat das Problem der Freibeuterei in der Friedensforschung einmal sehr eindrucksvoll wie folgt beschrieben:

Gewalt und Aggression, Krieg und Völkermord sind Themen, von denen wir nicht loskommen. Genauso wie destruktive Jugendliche, Kriminelle, Militärs und sadistische Folterer? Oh nein: Wir sind ja dagegen. Wir befinden uns ja auf der anderen Seite des Ufers. Und: Wir sind das „gute Gewissen“ der Gesellschaft. Wir arbeiten ja schließlich auch an Modellen einer friedlichen Zukunft (...) und beschäftigen uns eher „zwangsläufig“ mit den Dingen, die Politiker und Militärs bewegen. (...) Ich musste tief in die Abgründe der Sozialisation von Hass und Feindseligkeit „hinabsteigen“, in die schrecklichsten Formen der Kindesmisshandlung, um als Friedensforscher im Kontext „Friedenserziehung“ etwas zur Verbesserung der (Beziehungs-)Verhältnisse in Kindheitsjahren beitragen zu können (Büttner 1991: 8)

Meine Generation der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegskinder, die später große Teile der 68er mit ihren Akteuren einer „chimärischen Weltrevolution“ (Gerd Koenen) stellte, hatte geglaubt, sie könnte sich dadurch, dass sie radikal anders wurde, von den unvermeidlich nachwirkenden Prägungen durch ihre Eltern und die NS-Zeit und damit von der deutschen Geschichte lösen und so gleichsam „rein“ bleiben. Das war ein großer Irrtum, der seinerseits zu ideologischen Verfehlungen, zur unkritischen Verherrlichung revolutionärer Gewalt und im Extrem auch zu eigenen Verbrechen geführt hat. Im Rückblick muss meine Generation dankbar sein, dass ihre radikalen Vertreter in ihrer „revolutionären“ Phase keine Chance hatten, an die Macht zu kommen. So aber wurden allmählich Lernprozesse durch Selbstreflexion und trauernde Annahme der eigenen Kindheitsgeschichte und ihrer Voraussetzungen möglich (dazu eindringlich Moser 1993 oder in anderer Weise Koenen 2007) und mit Verzögerungen schließlich auch das Einverständnis mit parlamentarischer Demokratie, Gewaltenteilung und sozialer Marktwirtschaft.

Dieses Einverständnis erforderte freilich auch Veränderungen auf der Seite der etablierten Politik und Gesellschaft, vor allem endlich eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Verbrechen der NS-Zeit; eine Auseinandersetzung, die sich im weiteren Verlauf der westdeutschen und dann gesamtdeutschen Geschichte deutlich intensiviert hat, aber bis heute nicht abgeschlossen ist. Bei allen individuellen und kollektiven Verirrungen bleibt die hartnäckige

Kritik der Studentenbewegung an der Mauer des Verschweigens (und an anderen verhärteten Strukturen der deutschen Gesellschaft) eines ihrer großen Verdienste.

Die Forderung, die eigenen Ressentiments oder seelischen Verstrickungen in Kontroversen über Frieden, Gewalt, Konflikt oder Geschlechterverhältnisse zu reflektieren, gilt freilich für alle, die sich wissenschaftlich (oder politisch) mit diesen Themen beschäftigen, unabhängig vom Geburtsjahr. Kein Mensch, egal ob Mann oder Frau, kommt als Gewalttäter(in) oder -assistent(in) auf die Welt. Leider braucht es oft nicht viel, um ihn oder sie dazu zu machen.

Annex

Motivationen und Identifikationen

Ich habe für diesen Aufsatz sechs meiner früheren Kollegen aus der Friedens- und Konfliktforschung, zu denen ich noch gute Kontakte habe, gefragt, wie sie zu ihrem Beruf oder ihrer Berufung gekommen sind und was er oder sie ihnen bedeutet. Das ist in keiner Weise repräsentativ und bezieht sich außerdem nur auf meine „Kohorte“, die Generation der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegskinder. Aber es ist faszinierend zu sehen, wie viele Anlässe, Wege und Motive es schon in dieser kleinen Gruppe gibt. Alle sind in verschiedenen Phasen des Pensionsalters und alle sind noch wissenschaftlich, in der Lehre oder in der praktischen Friedensarbeit tätig, mindestens drei davon mit einem weit überdurchschnittlichen Zeitbudget.

Die Hälfte der sechs Befragten kam durch eher zufällige Kontakte zur Friedensforschung, zwei weitere durch eigene Bemühungen, seien es sehr frühe Aktivitäten in der Friedens- und Abrüstungsbewegung oder eigene Versuche, Friedensforschung zu etablieren. Bei dem sechsten ergab sich der Zugang durch intellektuelle Auseinandersetzungen, die auch auf ganz anderen Gebieten hätten stattfinden können. Bei mir kam der Anstoß zufällig und von außen. Bei einer Nachprüfung für das Fach Sozialkunde im Staatsexamen (ich wollte ursprünglich Lehrer werden) fragte mich Ernst-Otto Czempiel, der gerade die HSFK mit gegründet hatte, ob ich nicht zur Friedensforschung kommen wollte. Ich wusste damals gar nicht, was das ist, habe aber trotzdem zugesagt. Ich kann im Nachhinein nur die Weitsicht meines späteren Forschungsgruppenleiters und Doktorvaters oder seine Risikobereitschaft bewundern, denn ich war in seinen Veranstaltungen keineswegs durch besondere Leistungen aufgefallen.

Was die innere Motivation angeht, so spielen die deutsche „Vergangenheit“, der Zweite Weltkrieg, auch mit im Krieg oder in der Nachkriegszeit umgekommenen oder gestorbenen Familienmitgliedern, sowie Verstrickungen der Eltern in die NS-Zeit bei drei der Interviewten Kollegen und bei mir selbst eine wichtige Rolle – mit unterschiedlichen Akzenten. Einer von ihnen erzählte mir, er sei schon als Schüler Feuer und Flamme für das Thema Versöhnung gewesen. Zwei aus dieser Gruppe haben ihre Väter im Krieg verloren, ich selbst bin nach der frühen Scheidung meiner Eltern, die wahrscheinlich auch etwas mit dem Krieg und der Nachkriegszeit zu tun hatte, bei meiner alleinerziehenden Mutter aufgewachsen.

Den Wehrdienst verweigert haben zwei Kollegen, einer aber weniger wegen des Zweiten Weltkrieges und der NS-Verbrechen, sondern wegen der Nuklearrüstung! Man kann auch über den Wehrdienst zur Friedensforschung gelangen; jedenfalls war bei einem Kollegen das

Motiv für eine kritische Auseinandersetzung mit Rüstung und Militär der offenkundige Widerspruch zwischen der erlebten Bundeswehr und zentralen Grundprinzipien bzw. Verhaltensweisen in der bürgerlichen Gesellschaft. Bei einigen, auch bei mir, kam die Politisierung durch die Studentenbewegung und den Vietnamkrieg hinzu.

Ich bin der einzige des kleinen Samples, der sich öffentlich nur noch selten als Friedensforscher, sondern eher als Politikwissenschaftler bezeichnet; alle anderen geben auch nach außen Friedensforscher oder Friedens- und Konfliktforscher als Berufsbezeichnung an, wenn auch bei einem erst an zweiter Stelle nach Hochschullehrer oder Politikwissenschaftler. Alle sechs Befragten identifizieren sich mit der Friedens- und Konfliktforschung. Ich selbst versuche schon seit längerem, sowohl dem Bonus aus dem Weg zu gehen, der häufig mit dieser Berufsbezeichnung verbunden wird (als seien die FriedensforscherInnen bessere Menschen, weil sie doch für den Frieden forschen), als auch der Verantwortung für die Weltverbesserung, die mit diesem Beruf assoziiert wird. Aber ich würde meine Nähe zur Friedens- und Konfliktforschung nie verleugnen. Als ich unter der Arbeit an diesem Papier meinen Klavierstimmer bestellte und ihm zur Sicherheit meine Adresse auf seinen Anrufbeantworter sprach, rief er zurück und fragte mich, ob ich umgezogen sei. Was habe ich Ihnen denn gesagt, meinte ich daraufhin. Leimenrode 29, gab er zur Antwort. Das war die frühere Adresse der HSFK, wo ich über 20 Jahre gearbeitet habe und gleichsam auch „zu Hause“ war, bevor ich 1994 an die Goethe-Universität in Frankfurt am Main berufen wurde, aus der ich 10 Jahre später nach vier Wochen Wintersemester mit „Burnout“ vorzeitig ausgeschieden bin.

Literatur

Albrecht-Heide, Astrid 1993: Ordnung und Disziplinierung in patriarchatskritischer Sicht, in: Klaus-Dieter Wolf (Hg.), Ordnung zwischen Gewaltproduktion und Friedensstiftung, Schriftenreihe der AFK, Bd. 19, Baden-Baden, 185-200.

Alexijewitsch, Swetlana 1989: Der Krieg hat kein weibliches Gesicht, Hamburg.

Altmeyer, Martin 2007a: Komplexitätsreduktion mit Waffe. Zur Mentalität des deutschen Linksterrorismus, in: Kommune. Zeitschrift für Politik, Ökonomie, Kultur 3, 6-15.

Ders. 2007b: Glaube und Dissidenz. Zum sozialrevolutionären Internationalismus von 1968, in: Kommune 5, 22-25.

Birckenbach, Hanne-Margret 2005: Frieden, Politik und Geschlecht. Die Politik- und Sozialwissenschaftliche Friedens- und Konfliktforschung und die Geschlechterforschung, in: Davy/Hagemann/Kätzel, Frieden – Gewalt – Geschlecht, 73-95.

Breaking the Silence (Hg.) 2012: Israelische Soldaten berichten von ihrem Einsatz in den besetzten Gebieten, Berlin.

Brock, Lothar 2009: Die Arbeit am Frieden als Verstrickung in den Krieg. Von der kritischen zur pragmatischen Friedensforschung?, in: Marcel M. Baumann/Hanne-Margret Birckenbach/Volker Brandes/Sandra Dieterich/Ulrich Gundermann/Ulrike Suhr (Hg.), Friedensforschung und Friedenspraxis. Ermutigung zur Arbeit an der Utopie, Frankfurt am Main, 27-41.

Büttner, Christian 1991: Männer in der Friedensforschung, in: Friedensforscher – die besseren Menschen? Zwei Beiträge zu einer überfälligen Diskussion, Friedensforschung Aktuell, Ausgabe 30, 6-11, Frankfurt am Main (HSFK).

Bunzl, John/Senfft, Alexandra (Hg.) 2009: Zwischen Antisemitismus und Islamophobie. Vorurteile und Projektionen in Europa und Nahost, Hamburg.

Davy, Jennifer A./Hagemann, Karen/Kätzel, Ute (Hg.) 2005: Frieden – Gewalt – Geschlecht. Friedens- und Konfliktforschung als Geschlechterforschung, Essen

Dembinski, Matthias/Schmidt, Hans-Joachim/Spanger, Hans-Joachim 2014: Einhegung. Die Ukraine, Russland und die europäische Sicherheitsordnung, HSFK-Report Nr. 3, Frankfurt am Main.

Ducat, Stephen J. 2004: The Wimp Factor. Gender Gaps, Holy Wars, and the Politics of Anxious Masculinity, Boston.

Gromes, Thorsten/Dembinski, Matthias 2013: Bestandsaufnahme der humanitären Interventionen zwischen 1947 und 2005, HSFK-Report Nr. 2, Frankfurt am Main.

Grundmann, Martin/Hummel, Hartwig (Hg.) 1998: Militär und Politik – Ende der Eindeutigkeiten? Zum Wandel institutionalisierter Gewalt, Baden-Baden.

Harders, Cilja/Ross, Bettina (Hg.) 2002: Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen, Opladen.

Herf, Jeffrey 1986: War, Peace, and the Intellectuals. The West German Peace Movement, in: International Security, 10:4, 172-200; und Krell, Müller, Evangelista, Herf: Correspondence, in: International Security, 11:2, 193-215.

Hoppe, Thomas/Schlotter, Peter 2014: Erfahrungen aus militärischen Interventionen seit 1990 in friedensethischer Perspektive, in: Thomas Hoppe (Hg.), Verantwortung zu schützen. Interventionspolitik seit 1990 – eine friedensethische Bilanz, Berlin, 7-35.

Hudson, Valerie/Ballif-Spanvill, Bonnie/Caprioli, Mary/Emmett, Chad F. 2014: Sex and World Peace, New York – Chichester.

Hummel, Hartwig/Grundmann, Martin 1998: Militärkritik als Impuls zur Reintegration einer verunsicherten Friedensforschung, in: Grundmann/Hummel, 9-18.

Kimmel, Michael 2013: Angry White Men. American Masculinity at the End of an Era, New York.

Koenen, Gerd 2011⁵: Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-1977, Frankfurt am Main.

Krell, Gert 1994a: Die Friedensforschung vor neuen Herausforderungen, in: Ders./Harald Müller (Hg.), Frieden und Konflikt in den internationalen Beziehungen. Festschrift für Ernst-Otto Czempel, Frankfurt am Main – New York, 61-95.

Ders. 1994b: Wie der Gewalt widerstehen? Die Frage legitimer Gegengewalt als ethisches und politisches Problem, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 44:2, 29-36.

Ders. 1996: Feminismus und Internationale Beziehungen. Zwischen Dekonstruktion und Essentialisierung, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen, 3:1, 149-181.

Ders. 1998: Konfliktfähiger Pazifismus. Ein Kommentar, in: Grundmann/Hummel, 41-50.

Ders. 2008: Schatten der Vergangenheit. Nazi-Deutschland, Holocaust und Nahost-Konflikt, HSFK-Report Nr. 7, Frankfurt am Main.

Ders. 2011: Dokumentation zur Menschenrechtslage in den von Israel besetzten Gebieten, 51 S., www.gert-krell.de.

Ders. 2013: Zwischen Krieg und Frieden. Eine Auseinandersetzung mit dem Werk von Ekkehart Krippendorff, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung, 2:1, 141-170.

Ders./Müller, Harald 2012: Noch ein Krieg im Nahen Osten? Zum misslungenen Anstoß von Günter Grass zu einer überfälligen öffentlichen Debatte, HSFK-Report Nr. 2, Frankfurt am Main.

Ders./Schlotter, Peter 2014: Zwischen Staatenwelt und Weltstaat. Zur Diskussion über Weltordnung und Weltfrieden, HSFK Working Paper Nr. 21, Frankfurt am Main.

Ders./Schmidt, Hans-Joachim 1982: Der Rüstungswettlauf in Europa. Mittelstreckensysteme, konventionelle Waffen, Rüstungskontrolle, Frankfurt am Main –New York.

Ders./Wölte, Sonja 1995: Gewalt gegen Frauen und die Menschenrechte, HSFK-Report Nr. 2, Frankfurt am Main.

Morris, Ian 2012: Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden, Frankfurt am Main – New York.

Moser, Tilman 1993: Politik und seelischer Untergrund. Aufsätze und Vorträge, Frankfurt am Main.

Pinker, Steven 2011: The Better Angels of Our Nature, London-New York-Toronto.

Rudolf, Peter 2014: Zur Ethik militärischer Gewalt, SWP-Studien S 06, Berlin.

Schmidbauer, Helmut 1992: Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe, Reinbek.

Senfft, Alexandra 2007: Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte, Berlin.

Dies. 2009: Fremder Feind, so nah. Begegnungen mit Palästinensern und Israelis, Hamburg.

Dies. 2014: Israel – Palästina. Der Sieg der Extremisten, in: Israel & Palästina, III, 15-20.

Shulman, David 2007: *Dark Hope. Working for Peace in Israel and Palestine*, Chicago – London.

Steinweg, Reiner 1992: *Subjektivität im Konflikt. Modelle zur Ermöglichung konstruktiver Konfliktaustragung*, Antrag an den Stiftungsrat der Berghof Stiftung für Konfliktforschung, MS.

van Evera, Stephen 1994: *Hypotheses on Nationalism and War*, in: *International Security*, 18:4, 5-39.

Volmerg, Ute 1987: *Sag mir, wo die Frauen sind! Friedensforschung, eine männliche Wissenschaft?*, in: *Gruppendynamik*, 18:3, 205-215.

Wasmuht, Ulrike 1998: *„Frieden schaffen, mit Waffen?“ – Zur Uneindeutigkeit der Bellizismus-, Belli-Pazifismus- und Pazifismusdebatte*, in: *Grundmann/Hummel* 1998, 19-40.

Wette, Wolfram 2011: *Militarismus in Deutschland. Geschichte einer kriegerischen Kultur*, Frankfurt am Main.

Wisotzki, Simone 2011: *Geschlechterperspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung*, in: *Peter Schlotter/dies. (Hg.), Friedens- und Konfliktforschung*, Baden-Baden 2011, 282-311.

Zang, Johannes 2010⁴: *Unter der Oberfläche. Erlebtes aus Israel und Palästina*, Berlin.

Zertal, Edith/Eldar, Akiva 2007: *Lords of the Land. The War Over Israel's Settlements in the Occupied Territories, 1967-2007*, New York.

Zoll, Ralf et al. 2010⁵: *Friedens- und Konfliktforschung. Studienangebote und Studienmöglichkeiten in Deutschland*, in: *Peter Imbusch/ders. (Hg.), Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung*, Wiesbaden, 179-218.